

Aus Feindeskindern wurden Freundeskindern

Mindestens 400 000 „Besatzungskinder“ wurden nach dem Zweiten Weltkrieg geboren. Sie und ihre Mütter wurden oft geächtet.

VON CHRISTIAN SCHWERDTFEGER

DÜSSELDORF Ostern 1952. Ein Dorf bei Heidelberg, amerikanische Besatzungszone. Carl, gerade sieben Jahre alt geworden, wird von seiner Mutter zur Schule gebracht. Es ist sein erster Schultag. Seine Mutter hat ihn für diesen Anlass fein angezogen. Carl trägt Hemd und Krawatte. Seine schwarzen Lederschuhe glänzen. Er fühlt sich wohl in der Kleidung, freut sich auf neue Freunde, auf gemeinsame Ausflüge. Doch das ändert sich schlagartig, als der farbige Junge das Klassenzimmer betritt. Sofort wird ihm klargemacht, dass man ihn hier eigentlich nicht haben will, ihn, den Sohn eines amerikanischen Soldaten und einer deutschen Mutter. Der Lehrer befiehlt ihm, sich in die letzte Reihe zu setzen, neben ihm darf niemand Platz nehmen. Er soll ruhig sein und den Mund nur aufmachen, wenn er gefragt wird. Man bezeichnet ihn als „Feindeskind“, behandelt ihn wie einen Aussätzigen, über seine Mutter muss er sich vom ersten Schultag an Schimpfwörter anhören. Seinen

„Es gab so viele alleinerziehende Mütter, die nicht wussten, wie sie durchkommen sollen“

Rainer Gries,
Historiker

Die Ostertage vor 63 Jahren werden für Zehntausende der sogenannten „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland zu einem einschneidenden Erlebnis. Mit dem ersten Schultag tragen sie ihr Stigma, die Tochter oder der Sohn eines Alliierten zu sein, in die Öffentlichkeit. Konnten ihre Mütter sie vorher weitestgehend von außerfamiliären Anfeindungen abschirmen, sind die Kinder der Jahrgänge 1945/46 nun auf sich gestellt. „An Ostern 1952 zeigt sich, dass die damalige Nachkriegsgesellschaft noch nicht bereit für diese Kinder war“, sagt der Historiker Rainer Gries, einer der führenden Experten auf dem Gebiet der „Besatzungskinder“ in Deutschland. „Man wusste nicht, wie man mit ihnen umzugehen hat. Viele sahen in ihren unschuldigen Gesichtern nur die Augen der alliierten Soldaten, wegen derer der Krieg verloren wurde“, betont er.

Die Hilflosigkeit im Umgang mit den „Besatzungskindern“ schlägt sich oft in blankem Hass nieder. Man erwägt, sie alle in ein Heim zu stecken oder abzuschleppen in die Länder ihrer Väter. Im ersten Nachkriegsjahrzehnt werden mindestens 400 000 Kinder geboren, deren Väter feindliche Soldaten und deren Mütter zumeist junge Deutsche sind. Nur in den seltensten Fällen erkennen die Männer ihre Vaterschaft und ihre Verantwortung amtlich an. Zeit ihres Lebens tragen diese Kinder ein doppeltes Stigma: Sie sind unehelich und zudem häufig Kinder einer Vergewaltigung oder einer Beziehung mit dem damals verhassten Feind. Ihr soziales Umfeld grenzt sie aus, verhöhnt und misshandelt sie psychisch und physisch – sie gelten als „Bastarde“, „Russenbälger“, „Amikinder“ oder gar als „Negerbrut“. Viele von ihnen stammen aus den sogenannten Bratkarhoffelverhältnissen, aus den der

enormen Not geschuldeten Beziehungen zwischen deutschen, mittellose Frauen und jungen Besatzern, die sich in der Fremde nach einem familiären Umfeld sehnen. „Es gab so viele alleinerziehende Mütter, die nicht wussten, wie sie durchkommen sollen, ohne Dach über dem Kopf, ohne Essen“, sagt Gries. „Die jungen alliierten Soldaten konnten ihnen all das bieten.“ Diese Verhältnisse dauern in der Regel zwei bis drei Jahre. Dann werden die Soldaten abgezogen oder woandershin versetzt. Zurück bleiben die Frauen mit den Kindern, für die ihre Väter meistens nicht aufkommen. Obwohl die Zeiten im zerstörten Nachkriegsdeutschland für sie schwierig sind, nehmen sich 70 Prozent der Mütter dieser Kinder an und ziehen sie groß. „Die anderen haben sie in der Regel in Heime gegeben“, erzählt Gries.

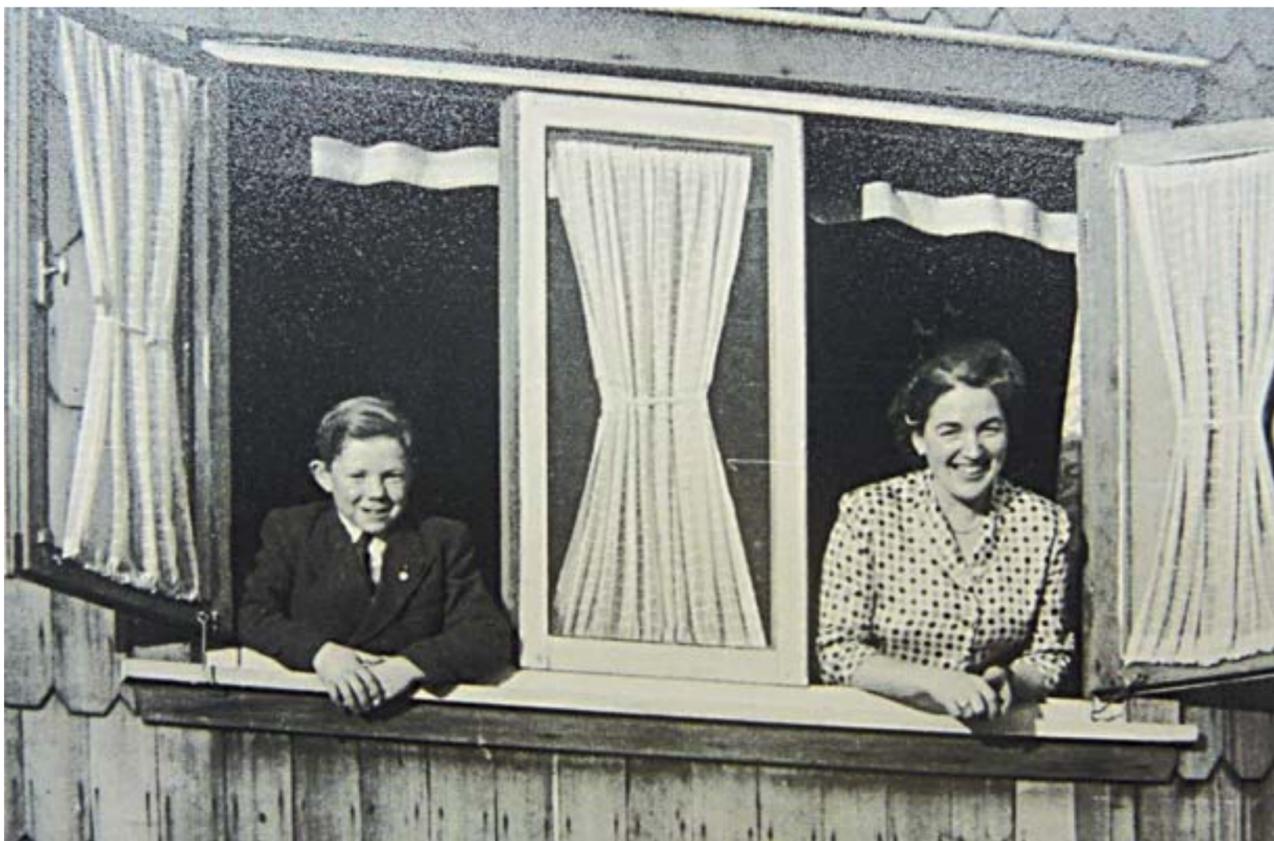
Es ist 1959. Carl ist mit der Schule fertig und sucht eine Lehrstelle. Es ist schwer, einen Ausbildungsplatz zu finden. Er will Verkäufer werden. Nach Monaten des Suchens stellt ihn ein Händler für Eisenwaren ein. Doch an der Verkaufstheke will er Carl nicht haben. Er versteckt ihn im Hinterzimmer, in der Werkstatt, wenn Kunden im Laden sind. Niemand soll sehen, dass ein „Amikind“ für ihn arbeitet.

Erst Mitte der 60er Jahre haben sich die Deutschen allmählich an die „Besatzungskinder“ gewöhnt. Sie haben in den beiden deutschen Nachkriegsstaaten, der BRD und der DDR, die Gesellschaft nachhaltig verändert. Die Forschung ist sich heute weitestgehend darüber einig, dass diese Kinder nicht nur Probleme brachten, sondern auch Chancen bargen. „Allein durch ihr Dasein stellten sie eine ständige Herausforderung für ihr Umfeld dar“, erklärt Gries. Sie avancierten zu Botschaftern europäischer und transatlantischer Aushandlungs- und Annäherungsprozesse. „Durch sie haben viele gelernt, wie man mit dem Fremden umgeht“, betont Gries.

Carl ist heute 70 Jahre alt und schon seit einigen Jahren in Rente. Er hat geheiratet und zwei erwachsene Söhne. Und er wohnt längst nicht mehr in der Nähe von Heidelberg, sondern schon seit einigen Jahrzehnten in Stuttgart. Er weiß bis heute nicht, wer sein Vater ist. Lange hat er das verdrängt. Doch jetzt im Alter stellt er Nachforschungen an. Carl weiß, dass sein Vater vermutlich nicht mehr lebt. Dennoch sucht er ihn. Seine Suche beginnt an Ostern 1952.



„Bankerte - Besatzungskinder in Deutschland nach 1945“, von Silke Satjukow und Rainer Gries, Campus-Verlag, 29,90 Euro



Andy und seine Mutter Josefina in Chile 1957.

FOTOS: PRIVAT

Andy kennt seinen Vater nicht

VON DETLEV HÜWEL

DÜSSELDORF/LANGENFELD Die rötliche Haarfarbe, so vermutet Andy Schäfer (67), hat er von seinem Vater geerbt. Doch er hat ihn niemals kennengelernt, und er besitzt auch kein einziges Foto von ihm. Schäfer weiß nicht, wie sein Vater aussah, er kennt nur dessen Namen: Andrew Ure. Der Brite, der vor dem Krieg als Buchhalter in Manchester tätig war, hatte möglicherweise schottische Vorfahren.

Unmittelbar nach dem Krieg gehörte Ure zur britischen Besatzungsarmee in Deutschland. Zeitweise war er im rheinischen Langenfeld stationiert. Dort lernte er Josefina Schäfer kennen. Die damals 23-Jährige, die in der Klinik Galkhausen arbeitete, war eine ausgebildete Sopranistin. Um sich etwas Geld für Essen und Kleidung nebenbei zu verdienen, sang sie in Klubs für britische Soldaten deutsche und italienische Opernarien. Ihre Schwester Margareta begleitete sie am Klavier.

Bei einem dieser Abende muss es zwischen Josefina und Andrew „gefunkt“ haben. Ganz offenbar fanden die beiden Gefallen aneinander: Im Januar 1948 kam ihr Sohn Andreas Franz zur Welt, der später nur „Andy“ genannt wurde und stets den Nachnamen seiner Mutter behalten hat.

Als der Junge geboren wurde, war der Vater schon aus Langenfeld abberufen worden. Wohin er zog, ist nicht bekannt. Zwar versprach er Josefina, so bald wie möglich wie-

derzukommen – doch dabei blieb es dann auch. Nachfragen der Frau beim britischen Verteidigungsministerium, wo sich Ure wohl aufhalten könne, wurden von London abschlägig beschieden: Militärgenheimnis. Josefina lebte längere Zeit bei ihren Eltern in Langenfeld. Nach dem Tod ihrer Mutter im Jahr 1950 heiratete ihr Vater erneut. Da seine zweite Frau auf Distanz zu der angeheirateten Familie ging, beschloss Josefina, zusammen mit ihrem inzwischen zweijährigen Sohn Andy Langenfeld zu verlassen.

1951 bot sich für sie die Gelegenheit, einem Langenfelder katholischen Priester, der nach Chile gezogen war, nachzuzufolgen und ihm dort den Haushalt zu führen. Mit einem Frachter reisten die junge Mutter und Andy im Dezember von Hamburg zunächst nach Buenos Aires, von wo aus es im Februar 1952 mit

dem Flugzeug weiter nach Santiago de Chile ging. Ein Zug brachte die beiden schließlich zu ihrem Ziel nach Rio Frio in Südküste. Dort lernte Andy Spanisch und besuchte die örtliche Schule.

Jahre später, nach einem kurzen Aufenthalt in Kanada, konnte Josefina mit ihrem Sohn nach Kalifornien einwandern, wo sich bereits ihre Schwester befand. Beide verdienten ihren Lebensunterhalt bei einer Versicherungsgesellschaft.

Der Junge ging in Los Angeles zur Highschool und sprach inzwischen Englisch mit deutsch-spanischem Akzent. Er leistete seinen Militärdienst ab, studierte und wurde Computer-Ingenieur. 1988 heiratete er eine Deutsche, die er vier Jahre zuvor bei seinem ersten Rheinland-Besuch nach der Emigration kennengelernt hatte. Die Hochzeit fand bei seiner Schwägerin in Kaarst

statt. Das Paar, das drei erwachsene Kinder hat, ist vor Jahren von Kalifornien nach Richmond im US-Bundesstaat Virginia umgezogen.

Natürlich hat Andy Schäfer seine Mutter, die an Demenz erkrankt ist und in einem Heim lebt, nach seinem Vater gefragt. Doch da Josefina darüber nicht so gerne reden mochte, hat er ihr keine bohrenden Fragen gestellt. Zwar hat er 1987 bei einer Reise nach Manchester versucht, doch noch Spuren seines Vaters ausfindig zu machen. Aber er kam dabei nicht weiter, da die Dokumente in den staatlichen Archiven damals noch nicht der Öffentlichkeit zugänglich waren. Und inzwischen, so sagt der Wahl-Amerikaner jetzt, „ist mein Vater bestimmt tot“. Seine Tabelle mit Angaben zu seinen Vorfahren wird wohl für immer einen großen weißen Fleck enthalten.



1961: Stolz auf das erste Auto.



Andy Schäfer heute

Entscheidung steht: Festival „Grüne Hölle“ geht nach Schalke

Das Festival am Nürburgring wird es nicht geben. Dafür steigt es als „Rock im Revier“ in Gelsenkirchen. Viele Fans sind sauer.

VON LESLIE BROOK
UND JESSICA KUSCHNIK

GELSENKIRCHEN/NÜRBURG Nach einem unlösbaren Kostenstreit zwischen dem Konzertveranstalter Deag und dem Rennstreckenbetreiber Capricorn Nürburgring GmbH (CNG) steht das Aus für das Rockfestival „Grüne Hölle“ am Nürburgring nun endgültig fest. Das Festival wird stattdessen in der Gelsenkirchener Veltins-Arena unter dem Namen „Rock im Revier“ stattfinden. Das teilte die Deag mit. Eigentlich sollte „Der Ring – Grüne Hölle Rock“ vom

29. bis zum 31. Mai an der Eifelrennstrecke steigen – als Ersatz für „Rock am Ring“, das, nachdem Mönchengladbach als neuer Festivalort ausgeschieden war, nach Mendig in der Eifel abgewandert ist.

Die Nachricht vom Umzug der „Grünen Hölle“ ins Revier sorgte vielfach für Kritik, aber auch für Jubel. „Ganz Schalke 04 und die Region werden das Revier in der Veltins-Arena rocken“, wird FC-Schalke-Aufsichtsratschef Clemens Tönnes von Deag zitiert. Auch Deag-Vorstandschef Peter Schwenkow zeigte sich erfreut: Die Fans hätten nun die

Chance auf ein Rockspektakel mitten im Ruhrgebiet. Die Fans des einstigen Festivalklassikers hingegen sehen den Umzug skeptisch. „Königsblaue Hölle Rock – das war ein Eigentor“, schreibt ein Fan beim Kurznachrichtendienst Twitter. Viele beteiligen sich an der Diskussion, nennen den Umzug Traditionsbruch und die Streiterei zwischen den Veranstaltern peinlich.

„Rock am Ring“-Veranstalter Marek Lieberberg, der sich nach 29 Jahren ebenfalls nach Differenzen mit CNG für einen Wegzug vom Nürburgring entschieden hatte, sagte:

„Wir haben stets die Fragwürdigkeit von ebenso amateurhaften wie arroganten Versuchen kritisiert, im gleichen Zeitraum einen obsoleten Wettbewerb zu inszenieren.“ Die „höllische Propaganda“ sei damit endgültig entlarvt. „Rock am Ring“ bleibe das „populärste deutsche Open Air Festival“.

Das neue Rockfestival in einem Fußballstadion – für viele undenkbar. „Wo sollen wir denn zelten, auf dem Dach?“, fragen Twitter-Nutzer. Davon will die Deag nichts wissen: Die Veltins Arena biete ideale Bedingungen inklusive Zeltplatz. Eini-

ge positive Stimmen gibt es aber: „Metallica und Limp Bizkit auf Schalke! Träume werden manchmal wahr“, heißt es in einer Nachricht.

Carsten Schumacher, Geschäftsführer der CNG, will den Wegzug so nicht hinnehmen: „Die Entscheidung war leider keine Überraschung mehr und offensichtlich von langer Hand geplant.“ Die Vorgehensweise der Deag habe den Ruf des Nürburgrings beschädigt. „Das betrifft nicht nur die Absage des Rockfestivals am Nürburgring, sondern geht darüber hinaus. Wir werden uns dagegen wehren“, so Schu-

macher. Grund für den Umzug ist ein Kostenstreit. Der Konzertveranstalter wirft der CNG Vertragsbruch vor: Sie habe sich nicht an den Kosten für Künstlergagen und Werbung beteiligt. Mit dem Nürburgring war ein Fünf-Jahres-Vertrag ausgemacht. Der CNG zufolge war der Ticketverkauf am Ring hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Alle Karten für die „Grüne Hölle“ gelten laut Deag für „Rock im Revier“ im Innenraum. Fans könnten ihre Karten auch für das Partnerfestival „Rockavaria“ in München umtauschen oder zurückgeben.